

# Die Stellung des Schriftstellers in der Schweiz

Autor(en): **Kauer, Walther**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue : sozialistische Monatsschrift**

Band (Jahr): **45 (1966)**

Heft 12

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-337845>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

welche immerhin noch die Möglichkeit hätte, glückliche und gesunde Menschen zu sehen, und die Verbreitung des Bazillus, der uns den kapitalistischen Zielen gefügig machen soll. Diese Eingriffe vernichten an der Oberfläche die Moral, in der Tiefe den ganzen Menschen als Individuum und Wesen. Diese Einflußnahme durchdringt alle Lebenssphären des einzelnen, dringt in jede Pore der Gesellschaft: Nichts ist heilig genug, um nicht noch ein Geschäft daraus zu machen! (Fortsetzung folgt)

**WALTHER KAUER**

## **Die Stellung des Schriftstellers in der Schweiz**

### *Versuch einer Analyse*

Nach dem etwas mißglückten Experiment in der Bundesrepublik Deutschland, prominente Schriftsteller bei der Wahlpropaganda für die Bundestagswahlen 1965 einzusetzen, stellte sich auch bei uns öfters die Frage nach dem politischen Engagement der schweizerischen Schriftsteller.

Bei der Beurteilung der momentanen Situation müssen wir von der Tatsache ausgehen, daß die eigentliche Stellung des Schriftstellers in Deutschland anders ist, als in der Schweiz. Literarisch betrachtet sind wir in der deutschen Schweiz einfach ein Anhängsel unseres großen nördlichen Nachbarlandes. Eine spezifisch schweizerische Literatur ist noch nicht in dem Maße entwickelt, daß man von eigentlicher Popularität der Schriftsteller sprechen könnte. Es ist eine Tragik, daß der Schriftsteller, welcher dem Volke am nächsten steht – nämlich der Mundartschriftsteller – gerade der Mundart wegen nicht über lokale Bedeutung hinauswachsen kann.

Bekannte und populäre Schriftsteller sind – mit wenigen Ausnahmen – von außen her in unserem Sprachgebiet zu Ruhm und Ansehen gelangt. Das politische Engagement war mehr ideell als individuell, das heißt, diese Autoren kämpfen in ihren Werken für gewisse politische Ziele, ohne sich deswegen persönlich für die eine oder die andere Partei zu engagieren. Ein Günter-Graß-Slogan «Wählt Es-Pe-De» wäre in der Tat für die Schweiz ein Novum.

Seit der letzten Bundesfeier scheint ein gewisser Wandel in dieser Lage feststellbar zu sein. Einige bekannte und bekanntere Schriftsteller zeigten Ansätze eines formell politischen Engagements. Die Breitenwirkung war indessen nicht überwältigend. Natürlich haben sich einige Zeitungen mit den vertretenen Meinungen auseinandergesetzt. Der Grundtenor dieser Artikel war aber überwiegend negativ. Wenn man auch nicht gerade von einer Zurückweisung sprechen kann, so wurden doch da und dort Stimmen laut, welche die Schriftsteller von der Arena der Politik wieder in ihre Arbeitszimmer zurückbeordern wollen.

Nicht ganz zu Unrecht, will mir scheinen. Der Mangel an Verbundenheit mit den Stimmbürgern hemmt die Schriftsteller. Diese wiederum tun nicht viel gegen die landläufige Meinung, sie säßen in einer Art Elfenbeinturm und würden nicht mit der notwendigen realistischen Einstellung an die politischen Themen herantreten.

Ernsthafte Versuche, politisch mitzureden, endeten meist mit einem Mißton. Ließ man sich in politischen Kreisen «Das Verhör des Harry Wind» gerade noch gefallen, so stieß der gleiche Autor mit der «Hinterlassenschaft» auf eisige Ablehnung. Walther M. Diggelmann hat in Sachen politischen Engagements seine Lektion gelernt. Er tritt nicht mehr in Erscheinung. Vielleicht haben dort politische Parteien und insbesondere die SPS ihre Chance verpaßt. Es muß nicht so sein, könnte aber durchaus zutreffen.

Ist die Zeit überhaupt reif für die Schriftsteller, auf diese Weise in Erscheinung zu treten? Der eigentliche Auftrag des Dichters, seine Berufung, liegen doch auf einer anderen Ebene. Solange es irgendwo auf der Welt Hungerige, Unterdrückte, Verachtete, Kranke und Mißhandelte gibt, solange es menschliches Leid und menschliche Freude zu schildern gibt – solange wird es Dichter geben müssen. Mit dem letzten Hilfebedürftigen wird auch der letzte Dichter verschwinden. Der wahre Dichter schöpft doch seine Werke aus dem Leben. Da liegt der eigentliche Berührungspunkt zwischen schriftstellerischer und politischer Arbeit. Der Kampf des Schriftstellers für Gerechtigkeit, für soziale Gerechtigkeit vor allem, sollte der Zeit gemäß mit einer wirksamen politischen Tätigkeit koordiniert werden können.

Aber es braucht Mut, sich der öffentlichen Kritik zu stellen. Es braucht Kraft, zu den literarischen Kritikern noch die Anfeindungen politischer Gegner zu ertragen und nicht an dieser Belastung zusammenzubrechen. Die politischen Gegner eines Schriftstellers sind nämlich selten so objektiv, ihm nur seine politische Meinung und Haltung zu kritisieren. Meistens gehen sie den sehr bequemen Weg des Lächerlichmachens nicht nur der Person, sondern auch der Arbeit des Schriftstellers.

Schriftsteller sind sensible Leute. Wären sie es nicht, könnten sie niemals zum Schreiben berufen werden. Anpöbeleien politischer Gegenspieler werfen den Dichter in seiner Arbeit zurück. Manchmal so weit zurück, daß alles Erreichte und Erarbeitete in Frage gestellt wird und er von vorn beginnen muß. Von vorne zu beginnen ist aber eine harte Sache. Es liegt auf der Hand, daß viele Schriftsteller deswegen einen politischen Kampf scheuen. Nicht aus Gründen des persönlichen Mutes, wohl aber aus Gründen ihres Werkes, das ihnen ans Herz gewachsen ist, und das sie nicht unnötig gefährden wollen.

Wir werden nun ja nicht gerade als «Pinscher» bezeichnet. Das würde gerade noch fehlen. Aber der Vorwurf des «Verhältnisblödsinns» und des

«Kulturbolschewismus» ist schon gerade hart genug. Der hohe Magistrat, welcher sich diesen Ausspruch leistete und dabei bewußt einen bestimmten – oder mehrere bestimmte – Schriftsteller im Auge hatte, hat sich da ein schlechtes Vorbild gewählt.

Mir sind seine Gründe fremd. Ich maße mir auch nicht an, dafür ein sicheres Urteil zu haben. Ein leichtes Unbehagen wird man mir aber indessen nicht übelnehmen können. Es muß natürlich nicht gerade zu Bücherverbrennungen führen, wenn solche Worte fallen. So realistisch muß man sein und die Dinge in den richtigen Proportionen sehen. Und außerdem sind bei uns in der Schweiz die Schimpfworte selten so hart gemeint, wie sie ausgesprochen werden. Ein an sich tröstlicher Gedanke – wenn man das weiß. Wenn man es aber nicht weiß, wird die Sache ein bißchen anders. Und der Schriftsteller hat nun einmal einen feineren Sinn für solche versteckten Gehässigkeiten. Sie sind ihm nicht vertraut. Er steht ihnen zumeist fassungslos gegenüber.

Man hat mir zu verstehen gegeben, die Schriftsteller würden nicht nach den ihnen zutiefst innewohnenden Gedanken eingeschätzt, sondern nach den nihilistischen Äußerungen, welche sie unter Umständen tun. Bei einer solchen Interpretation der Dinge fällt es dann dem Schriftsteller schwer, seinerseits die bösen Worte eines hohen Magistraten als nicht so böse gemeint zu verstehen. Ein Kompromiß wäre da wohl das Naheliegendste. Ein Gentleman's Agreement zwischen den Literaten und den Magistraten, sich keine Worte mehr an den Kopf zu werfen, die unter Umständen von den Zuhörern mißdeutet werden könnten. Erst dann wäre eine Aktivierung der Schriftsteller in der Politik in Erwägung zu ziehen.

Ob ein solcher Burgfriede wohl je zustande kommt?

Ist es nicht vielleicht die uralte Befürchtung der Machthaber, die Worte der Sänger und Dichter vermöchten ihr Imperium ins Wanken zu bringen, die sich da unbewußt äußert? Sich äußert in dem Mißtrauen, das man von gouvernementaler Seite den Rebellen des Wortes entgegenbringt? Vielleicht haben die Magistraten sogar das ehrliche Gefühl, mißtrauisch sein zu müssen, um die ihnen anvertrauten Bürger vor den revolutionären Fährnissen schützen und bewahren zu müssen?

Man ist von Amtes wegen wachsam. Das sind nämlich auch Gründe, die man einmal ernsthaft unter die Lupe nehmen könnte. Daß auch der Schriftsteller als Rebell des Wortes die Gründe anerkennt, die den Magistraten zu seinem Ausspruch getrieben haben? Ich weiß – es sind versöhnliche Töne, die ich da bewußt anschlage. Ich möchte nur meine Gegner und Kritiker von meiner echten Sorge um eine Verständigung überzeugen, ohne ihnen indessen das Wort reden zu müssen.

So wie wir vom Magistraten den guten Willen voraussetzen, sollte er umgekehrt nicht in jeder unserer Äußerungen eine destruktive Haltung sehen. Weder da wo sie vielleicht offen zutage zu treten scheint noch dort, wo er sie nachträglich hineininterpretieren muß.

Wenn wir beide – Literat und Magistrat – den Blick nach vorne wenden, erkennen wir nämlich auf einmal etwas Gemeinsames: das Ziel. Dieses Ziel wollen wir beide erreichen. Die einen auf ihre, die andern auf eine andere Weise. Aus dem gemeinsamen Ziel einen gemeinsamen Weg herauszukristallisieren – wäre das wirklich so schwer?

Das Arsenal ist so verschieden, welches da zur Anwendung gelangt. Auf der einen Seite steht politische Macht, das Gesetz, der Einfluß – auf der andern Seite das Wort. Wir können es ausschmücken mit Zorn, Bitterkeit, Ironie und Spott. Wir müssen das tun, denn das Wort ist und bleibt unsere einzige Waffe in dem gemeinsamen Kampf um eine bessere Welt. Utopie oder Realität? Ich würde es nicht generell als das eine oder als das andere abtun. Ich würde eher zur Synthese neigen.

Warum macht man es uns so schwer? Bei jedem Politiker wird nicht der Privatmann angegriffen. Es kommt selten vor – und das ist gut so – daß ein Politiker in seiner privaten Eigenschaft als Bauer, als Lehrer, als Handwerker oder seines sonstigen Berufes angegriffen wird. Zur Diskussion steht seine politische Haltung und seine persönliche Überzeugung. Warum hält man nicht Gegenrecht und nimmt den Schriftsteller als das, was er ist? Warum denn sofort ihn und sein ganzes Werk angreifen? Wenn er politisch unkluge oder zu wenig fundierte Äußerungen tut, sagt das noch lange nichts über seine berufliche Arbeit.

Die tiefere Ursache liegt darin, daß bei uns die Werke des Schriftstellers immer noch nicht als Arbeit im Sinne der uns innewohnenden Tüchtigkeit anerkannt werden. Man hat das Gefühl, der Schriftsteller sei überflüssig, weil nicht produktiv. Seine Arbeit läßt sich nicht messen, weder stundenmäßig noch mit Geldeswert. Und das gibt dem Durchschnittsbürger das Gefühl des Drohnentums dieser Kreise. Wir sind Schmarotzer an der Blutbahn des hart arbeitenden Volkes. Ein bißchen Spinnerei kommt auch noch dazu.

Uns für ein bißchen verschroben, ulkige Käuze und Eigenbrötler zu halten, ist noch eine der harmloseren Betrachtungsweisen.

Und solche Leute wollen aktive Politik machen? Nicht auszudenken, was die Dichter in ihrer Unkenntnis der Sache alles für Unheil anrichten könnten, wenn man sie gewähren ließe. Mit dem soliden Hintergrund eines guten, seriösen, bürgerlichen Berufes ist es leicht, solch einen Kauz lächerlich zu machen. Einen Kauz, der womöglich freiwillig hungert, wo das Geld

auf der Straße liegt, der sich seinen Tag frei einteilen will, weil jeglicher Zwang seinen schöpferischen Geist einengen würde. Diese Bürger haben oftmals keine Ahnung von der Selbstdisziplin, die sich ein Schriftsteller nun eben auch freiwillig auferlegt. Von den Konzessionen und Opfern, die er auf sich nimmt, um in schlecht bezahlter Gelegenheitsarbeit seinen Lebensunterhalt zu fristen, nur um seiner Kunst leben zu können. Almosen der Allgemeinheit entgegennimmt, anstatt Anerkennung für sein Schaffen.

Gute Schriftsteller taugen nicht viel zur Politik. Sie sind zu weich, zu sentimental. Persönliche Angriffe nehmen sie übel bis zur Selbstverleugnung, was sie brauchen ist Anerkennung. Nicht alle haben das Zeug dazu, sich auch verkaufen zu können. Nicht alle werden von augenblicklichen Strömungen und Wirbeln emporgetragen auf Höhen, wo sie dann gönnerhaft lächelnd auf das Volksgewühl tief unter ihnen blicken können. Die meisten von uns sind nämlich gezwungen, inmitten dieses Volksgewühls zu leben. Sie sind also nicht weltfremd. Wenn sie sich ein bißchen verschließen, tun sie es um ihres Werkes willen, nicht, weil sie sich erhaben vorkommen.

Nehmt uns ernst. Wir werden dafür mithelfen, das gemeinsame Ziel anzusteuern. Wir werden mit Freuden in eine Volksgemeinschaft zurückkehren, die uns aufnimmt und ihren Frieden mit uns macht. Bis dahin ist der Weg lang, manch einer bleibt unterwegs auf der Strecke. Wir sind nicht so idealistisch, daß wir nicht auch real denken können. Wir haben im Gegenteil ein Vorurteil gegen den propagierten, herausgestellten Idealismus, weil er meistens zu wenig idealistisch ist. Satte zornige junge Männer haben große Schwierigkeiten, zornige junge Männer zu bleiben. Es wird auch nicht von uns verlangt, zornig zu sein.

Zorn ist in uns nur vorhanden über die Ausweglosigkeit unserer Lage, über die Mauer, vor welcher wir stehen und nicht darüber hinwegkommen. Nicht gegen den Staat als Gemeinschaft richtet sich dieser Zorn, sondern gegen den Staat als Institution. Als starres Instrument der Gruppierung. Der Zusammenballung und der Angleichung an ein Schema, das uns vielleicht zu uniform vorkommt, weil der Spielraum des einzelnen immer kleiner wird.

Wir verachten nicht den, der sich in der Masse wohlfühlt. Wenn es wirklich sein Lebenszweck ist, in einer Masse zu leben, soll er die Freiheit dazu haben. Aber man sollte Gegenrecht halten und uns die Freiheit zum Individualismus lassen.

Was wir brauchen, ist nicht Assimilation, sondern Integration. Als Individuen in eine Gesellschaft gleichwertiger Individuen aufgenommen zu werden.